

Sozialisation: Worum geht es?

Das Jubiläum der ZSE und die Einladung der Redaktion regten mich an darüber nachzudenken, worum es ging und geht, wenn in Theorie, Forschung und Praxis von „Sozialisation“ die Rede ist. Dazu liegt es nahe, sich nach Definitionen umzusehen. Sie sind allerdings in Zeitschriftenaufsätzen selten, auch in der ZSE. Was mit Sozialisation gemeint ist, wird als bekannt vorausgesetzt. Das zeigt sich auch darin, dass der Begriff von mehreren Disziplinen übernommen wurde und in der Umgangssprache Eingang fand.

Man ist somit auf enzyklopädische Texte verwiesen, hierzulande zuerst auf das „Handbuch Sozialisationsforschung“. Im Vorwort der neuesten (achten) Auflage (2015) wird die Definition von 2008 zitiert, die Sozialisation umschreibt als „Prozess, durch den in wechselseitiger Interdependenz zwischen der biopsychischen Grundstruktur individueller Akteure und ihrer sozialen und physischen Umwelt relativ dauerhafte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsdispositionen auf persönlicher ebenso wie auf kollektiver Ebene entstehen“ (Hurrelmann et al., 2015, S. 11). Die sprachliche Eleganz ist nicht gerade überwältigend, auch nicht die begriffliche Präzision von Wortbildungen wie „wechselseitige Interdependenz“ (ist nicht jede Interdependenz wechselseitig?) oder „biopsychisch“ (warum nicht auch „biosozial“?). Ferner fällt auf, dass von „Dispositionen“ die Rede ist, nicht aber, worum es in den meisten Forschungsberichten geht – von tatsächlichem Wahrnehmen, Bewerten und Handeln.

In Kauf genommen wird überdies die implizite Hierarchie der Ebenen, die nahelegt, das Kollektive komme vor dem Persönlichen, das Soziale sei dem Individuellen übergeordnet. Daran erinnert der historische Rückblick von Hermann Veith (2015) in der jüngsten Auflage mit dem früheren Zitat aus dem Oxford Dictionary („to render social, to make fit for living in society“). Dieses Erbe schimmert in der Folge immer wieder durch, beispielsweise in der heutzutage befremdlich wirkenden, von mehreren Autor/-innen benutzten Redeweise, bei Sozialisation gehe es darum, die barbarische Invasion der Neugeborenen zu zivilisieren. Das Primat des Gesellschaftlichen wird mehr oder weniger ausdrücklich beispielsweise in der „Kindheitsforschung“ angesprochen, in deren einem Flügel paradoxerweise sogar der Begriff der Sozialisation zeitweise verpönt war. Ich würde nicht zögern, (selbst-)kritisch rückblickend in der frühen ökologischen Sozialisationsforschung die Gefahr einer gewissen Vernachlässigung des Individuellen zu sehen.

Veith (2015) legt treffend dar, was für Begriffe ganz allgemein gilt: Ihre Bedeutung ist kontextgebunden. Sie hängt davon ab, wie unter welchen Umständen mit einem Begriff „gearbeitet“ wird. Dabei zeigt sich auch, dass es zu Differenzierungen kommt. Für Sozialisation werden bekanntlich verschiedene Kategorien unterschieden, beispielsweise nach Verhaltensweisen, Lebensalter, Tätigkeitsfeldern, Medien oder Ausmaß der Institutionalisierung. Doch es gibt auch übergreifende Entwicklungen. Unter diesen ragt das Bemühen hervor, in das Verständnis von Sozialisation „den“ Menschen, also das Individuum einzubringen, so wie es beispielsweise Dennis Wrong (1961) mit seinem berühmten Aufsatz „The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology“ generell für seine Disziplin gefordert hatte.

Nicht von ungefähr fand und findet G.H. Mead eine herausragende Aufmerksamkeit. Seine Denkfigur, Individualität entfalte sich in Auseinandersetzung mit Sozialität, ist eine fruchtbare Konzeption. Kommt hinzu, dass er – man könnte sagen, mit einer gewissen Vorwegnahme des „linguistic turn“ – der Kommunikation und der Sprache große Aufmerksamkeit schenkt. Allerdings war er, was häufig übersehen wird, einem gewissen Hang zum (amerikanischen) Meliorismus verpflichtet. Das führte dazu, die Funktion von Macht und Herrschaft zu übersehen, also „Individualität“ und „Sozialität“ als ein Spannungsfeld zu kennzeichnen. Dieser Aspekt wird, so mein Eindruck, bis heute in der Sozialisationstheorie zwar nicht übersehen, jedoch häufig durch Vorstellungen eines anzustrebenden Gleichgewichts gewissermaßen neutralisiert. Das darin angelegte normative Ideal, ebenfalls ein Erbstück der frühen Begrifflichkeit („to render fit“), wird so zu einem offenen oder verdeckten Element der Verständnisse und der Definitionen. Demgegenüber möchte ich dafür plädieren, dieses Spannungsfeld – eigentlich ist es so etwas wie ein „Kampffeld“ – explizit zu thematisieren. Wie kann dies geschehen?

Als *Erstes* bietet sich an, Sozialisation *perspektivisch* zu verstehen. Bezogen auf das *Individuum* sind mit Sozialisation alle Prozesse gemeint, durch welche das Individuum mittels der Beziehungen zu seinen physischen und sozialen Um- und Mitwelten sowie des Verständnisses seiner selbst die Fähigkeit erwirbt, sich selbst, anderen und physischen Objekten Bedeutungen zuzuschreiben, die für seine Teilhabe am sozialen Leben von der Geburt bis zum Tod und darüber hinaus relevant sind. Bezogen auf die *Gesellschaft* meint Sozialisation das beabsichtigte ebenso wie das unbeabsichtigte, differenzierte, unter Umständen widersprüchliche, unterschiedlich legitimierte Zusammenwirken der Personen, Gruppen (insbesondere der Familie im Kontext privater Lebensformen), Organisationen sowie Medien, die mit der Pflege, Erziehung und Sorge um nachfolgende Generationen befasst sind oder den Zweck haben, die Mitgliedschaft in einem sozialen System (z. B. Organisation, Verband, Staat) zu ermöglichen und zu festigen.

Zweitens und mit Blick auf die („postmoderne“) Gegenwart scheint es mir angemessen, die Idee der „*Identität*“ explizit anzusprechen, also Sozialisation als ein mehr oder weniger strukturiertes, organisiertes Zusammenspiel

unterschiedlicher Prozesse der Bildung bzw. Konstitution von „Identitäten“ zu verstehen. Dass von „Bildung“ die Rede ist, soll den Brückenschlag zu den Erziehungswissenschaften und der Pädagogik erleichtern. Es geht sowohl um „*individuelle*“ als auch um „*kollektive*“ Identitäten. Damit kommt allerdings eine schwierige Begrifflichkeit ins Spiel. Sie ist zudem gegenwärtig – Stichwort „Identitätspolitik“ – umstritten und problematisch.

Doch es zeichnen sich Lösungen ab. Theoretische und empirische Analysen zum Thema individueller Identität legen nahe, darunter nicht eine Entität zu verstehen, die erworben wird und dann feststeht. Es überwiegen Vorstellungen eines Spiels von Facetten, die immer wieder neu akzentuiert und „eingeschrieben“ werden, zusammengehalten durch die Erfahrungen von Körperlichkeit, das Fühlen, Denken und Handeln sowie Kommunizieren. Dieses Spiel öffnet sich im Erleben und Begreifen von Veränderungen, während gleichzeitig Vorstellungen einer relativen Stabilität von Belang sind. Diese Suchprozesse stehen indessen auch unter dem Einfluss von Vorgaben, Zumutungen und Zwängen „kollektiver Identitäten“. Dazu gehören solche, die einer Familie, einer Organisation und vor allem solchen, die einer Ethnie oder einer Nation zugeschrieben werden. Obgleich kollektive Identitäten sich ebenfalls wandeln, werden sie oft auf einige wenige prägende Züge reduziert und unter Bezugnahme auf die Geschichte als relativ stabil dargestellt, dabei oft überhöht. Die Umschreibungen kollektiver Identitäten, namentlich in ihren rhetorischen Formen, sind häufig fundamentalistisch.

Was heißt das für das Verständnis von Sozialisation? – Einfach ausgedrückt sind damit gemeint: die Prozesse und deren strukturelle Einbettung, in denen Menschen lernen, im Zusammenleben mit anderen zu fühlen, zu denken, zu handeln, zugleich Vorstellungen zu entwickeln, wer sie selbst sind oder sein könnten und mit dabei auftretenden Widersprüchen und Differenzen umzugehen.

Ob damit – in verständlicher Sprache – Sozialisation *definiert* wird? Jedenfalls ist es eine Formulierung, die heuristisches Potential aufweist. Sie ist primär nicht normativ, weil nicht von vornherein zwischen gelingender und misslingender Sozialisation die Rede ist. Es wird nicht gesagt, wie mit Widersprüchen und Differenzen umgegangen wird. Die Möglichkeit, sie zu unterdrücken, wird nicht ausgeschlossen. Ebenso wird nicht festgelegt, worin die Vorstellungen seiner selbst sind, ob sie also überwiegend subjektivistisch geprägt sind oder sich mit den Vorgaben kollektiver Identität verschmelzen. Indem von *tatsächlichen* und von *möglichen* Vorstellungen seiner selbst die Rede ist, wird gesagt, es sei – heuristisch-analytisch – den denkbaren „Reflexionen“ darüber Aufmerksamkeit zu schenken, also der Suche nach angemessenen Vorstellungen seiner selbst und deren Relevanz für das Fühlen, Denken, Handeln, oft einhergehend mit Zweifeln. Nebenbei: In dieser Sichtweise ist es möglich, sich der umstrittenen Frage anzunähern, ob es sinnvoll ist, von „Selbst-Sozialisation“ zu sprechen: Geht es dabei nicht vorab um ein aktives Bedenken der eigenen Sozialisation?

Im Zentrum steht das *Lernen* in seinen vielfachen Dimensionen und denkbaren Divergenzen unter ihnen. Lernen beinhaltet – wenn ihm ein differenziertes Verständnis zugrunde liegt – mehr als Trainieren, mehr als den Erwerb von Fertigkeiten und Fähigkeiten, nämlich auch den Umgang mit Kontingenzen in den Beziehungen zu Menschen und zu den Dingen, mit den Zufälligkeiten und den Ungewissheiten des Lebens und seiner bedingten Offenheit!

Was heißt das für die *Praxis*? Ich möchte die Fallstricke eines idealisierenden, „harmonistischen“ ebenso wie eines definitiven und somit quasi dogmatischen Verständnisses von Sozialisation vermeiden und ein solches postulieren, das Lebensnähe verspricht. Für die Formulierung heißt das, *erstens*, möglichst nahe an der Umgangssprache zu bleiben, um dann je nach Fragestellung differenzierte Konzeptualisierungen anzuschließen, die theoretisch-systematisch verankert sind. Das entspricht der These, das Verhältnis von Alltagswissen und Wissenschaftswissen sei durch den Grad der *Systematizität* bestimmt (Hoyningen-Huene, 2013).

Zweitens plädiere ich dafür, dass diejenigen, die Prozesse der Sozialisation erforschen, ihr *persönliches Erleben* – soweit dies möglich ist – berücksichtigen. Damit meine ich nicht, eigene Erfahrungen zur Begründung wissenschaftlicher Verallgemeinerungen und Thesen heranzuziehen. Das wäre ein falsches induktives Vorgehen. Ebenso wenig meine ich, dass nur untersucht werden kann, was im eigenen Erfahrungsbereich liegt. Das wäre eine falsch verstandene Forderung nach Authentizität. Wohl aber möchte ich dazu anregen, kritisch darüber nachzudenken, ob und inwieweit direkte und indirekte persönliche Erfahrungen unter die Thesen subsumiert werden können, die wissenschaftlich formuliert und postuliert werden. Wo es offensichtliche Diskrepanzen gibt, könnten diese weiteres Erkunden anregen. Das entspricht meiner Ansicht nach einem pragmatischen, quasi abduktiven methodologischen Vorgehen und orientiert sich am ethischen Postulat der „Redlichkeit“.

Drittens stelle ich die methodologische These zu Diskussion, dass Achtsamkeit und Sensibilität für *Ambivalenzen* eine Meta-Perspektive kennzeichnen, in der die unterschiedlichen Perspektiven derjenigen, die an Sozialisationsprozessen beteiligt sind, in heuristisch fruchtbarer Weise in den Blick genommen werden können. Das heißt im Feld des sozialisatorischen Handelns jenem Erleben, Umschreiben und Gestalten besondere Aufmerksamkeit zu schenken, in dem das Vaszillieren zwischen fundamentalen Differenzen und Gegensätzen sowie der Umgang damit so bedeutsam sind, dass sie sich mutmaßlich auf Prozesse der Bildung von Identitäten auswirken. Sie zeigen sich also beispielsweise – teils manifest, teils latent – in den Differenzen von Selbstbildern zwischen Wunsch und Wirklichkeit, in den Spannungsfeldern zwischen Ablehnung und Zustimmung in sozialen Beziehungen, im Umgang mit Gemeinsamkeit und Verschiedenheit beispielsweise zwischen Generationen in Familie, Verwandtschaft, Organisationen und Gesellschaften, zwischen Nähe und Ferne, Empathie und Distanz in professionellen

Rollen sowie Institutionen der Bildung und Erziehung. Sie zeigen sich in mikrosozialen ebenso wie in makrosozialen Feldern und den Konflikten ihrer Verknüpfung, in kritischen biographischen sowie historischen Übergängen und sozialen Zwischenräumen. Und sie zeigen sich im Umgang mit Zweifeln und der Suche, damit umzugehen.

Worum also geht es bei „Sozialisation“? Wird sie als ein facettenreiches offenes Geschehen betrachtet, lässt sich keine definitive Definition formulieren. Wohl aber wird in dieser Sichtweise immer wieder ein Bedenken darüber angemahnt, wie wir Menschen lernen, unter aktuellen Verhältnissen mit anderen Menschen zusammen zu leben und die Verhältnisse zu ändern. Nicht mehr und nicht weniger. Zu einem solchen Bedenken hat mich die Einladung der Redaktion angespornt. Das – selbstverständlich vorläufige – Ergebnis sei mein kollegialer Geburtstagsgruß zu „40 Jahre ZSE“.

Literatur

- Hoyningen-Huene, P. (2013). Systematicity. *Philosophia* 36(2), 167-180.
- Hurrelmann, K., Bauer, U., Grundmann, M. & Walper, S. (2015). Vorwort: Die Entwicklung der Sozialisationsforschung. In dies. (Hrsg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*. 8., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz, S. 9-13.
- Wrong, D. (1961). The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology. *American Sociological Review* 26(2), 183-193.